



Abend =

Zeitung.

280.

Donnerstag, am 23. November 1837.

Dresden und Leipzig, in Commission in der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Kellmer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler (Th. Hoff.)

Kindesliebe.

Die treue Mutter lag krank und schwach,
Verlassen von Allen;
Sie fühlte schon nahe den letzten Tag,
Und betet: „Nach deinem Gefallen.“

Da rief sie zu sich aus weiter Fern'
Die Söhne, die dreie.
Sie eilten zur liebenden Mutter gern,
Damit sie sich ihrer erfreue!

Und bittend sprach der älteste dann
Mit zärtlichem Flehen:
„Damit ich, o Mutter, Dich pflegen kann,
Und immer, Geliebte, Dich sehen,

Hab' Alles bestellt ich und bedacht,
Zu mir Dich zu führen.
Du kennst meines Hauses glänzende Pracht;
Nicht Mangel sollst fürder Du spüren.“

„O Sohn,“ sprach Jene, „aus diesem Haus,
Worin Ihr geboren,
Tragt Ihr mich nur auf der Bahre hinaus,
Sobald ich dies Leben verloren.“

Drin ist meine Heimath, drin mein Sein,
Drin bin ich gewesen
Einst glücklich; und ist es auch niedrig und klein,
Ich hab's nur zum Sterben erlesen.“

Der zweite sprach: „Die Tochter, die mein,
Die einzige Habe,
Die will ich Dir senden, und sie sey Dein,
Damit sie Dich pflege und labe.“

„Ich danke Dir,“ sprach die Mutter mild;
„Doch fremd ist die Eine,
Sie weiß nicht, wie sie die Schmerzen mir stillt,
Und die Thränen wenn ich oft weine.“

„O Mutter,“ rief nun der jüngste laut,
„So lasse mich bleiben!
Das Haus, das ich in der Ferne gebaut,
Und alles mein Thun und Treiben,

Es kümmert mich nicht; von Dir ein Blick,
Ein Wort voller Milde —
Sie rufen mir selige Zeiten zurück,
Der Kindheit Frühlingsgesilde.“

Ich kenn' Dein Begehren, Deinen Schmerz,
Ich kann mit Dir weinen;
Ich kenn' Dein Wollen, Dein heiliges Herz,
Ich kann im Gebet mich Dir einen.“

„Sohn meiner Lieb,“ rief die Mutter weich,
„Du hast es getroffen.
Froh ziehe ich bald in das Himmelreich,
Ich sehe die Pforten schon offen.“

Du hast der Liebe heiligsten Kern
Tief innen gesehen;
Dir dank' ich die Freud', um die ich den Herrn
Gebeten mit Thränen und Flehen.“

Otilie K.

Die Grafen von Saint Germain.

(Beschluß.)

II.

Zu denen die man wohl ohne den geringsten Wider-
spruch die Grafen von St. Germain unserer Tage nen-

nen kann, muß man auch gewisse Physiognomien zählen, die man an den Tafeln unserer beliebtesten Restaurateure trifft. Sie gehören der Geschichte an, sowohl durch ihre originelle Unterhaltung als durch die eigenthümliche Gewandtheit ihres Geistes.

Das Kaffeehaus Desmares hat sich vor allen andern immer besonders dadurch ausgezeichnet, daß es der Versammlungsort jenes alten berühmten Adels geblieben ist. Die Vorstadt St. Germain zieht dort jetzt noch beim Frühstück à la fourchette, nachdem sie ihre Coteletten verzehrt hat, und nun zur Birne greift, wider die Neuerungen zu Felde; die pairie Karls X., die null und nichtig von ihrer Höhe herabgestürzt ist, trinkt dort regelmäßig ihre Schokolade. Das Kaffeehaus Desmares ist das elegante Coblenz der Emigrirten von 1830.

Die ehrbaren Schleppkleider, die bepuderten Hüpfer, die wattirten Ueberröcke, die grünen Augenschirme, die Reben aux ailes du pigeon treten da noch an gewissen Tagen in ihrem Urglanz auf, die alte französische Höflichkeit findet man da wieder, in ihrer ganzen Blüthe, die Aristokratie dem Namen und ihrem alterthümlichen Gewande nach. Nächst der Ackerbaugesellschaft der Straße Beaune faßt das Kaffeehaus Desmares allein den wahren Adel der Vorstadt St. Germain in sich.

Herr von E, den man des Morgens im Kaffee Desmares erblickt, ist einer von denen, die wir nicht vergessen dürfen. Schon bei der ersten Annäherung erkennt man das wahrhafte Vorbild dieses besondern Stadtviertels; es ist offenbar, er lebt und webt dort völlig in seinen Eigenthümlichkeiten, er gefällt sich da, und schlägt sich dort seinen Bohnsitz auf, nicht Zugvogel, so wie wir durch den Zufall an die marmornen Tischplatten des Kaffee's getrieben. Seine Unterhaltung ist beißend, spöttelnd, lebendig. Er erzählt einem z. B. wie es um den Cincinnatus-Boden in den Colonien aussieht, er spricht mit einem über St. Domingo wie keiner. Wäre Bouffler Colonist gewesen, er hätte nicht hübschere Geschichten über die Colonien geschrieben als Herr von E, einige Zeit unterhält einen Herr von E. von seiner Krankheit, von seinen Geschäften, die ihn abhielten nach den Colonien zurückzukehren, wo das Klima so mild ist; er zog seine Aerzte zu Rathe, die ihm einstimmig verordneten fleißig auszufahren.

Das Fahren ist eine herrliche ärztliche Verordnung, man wird so üppig dabei geschaukelt, man betrachtet sich wohlgefällig, man befühlt die Fenstervorhänge und die Taschen des Wagens mit dem frohen Gefühl der Genesung; ein Wagen ist wie ein vertrauter dienstbarer Genius der einem immer zu Gebote steht, der im gemächlichen

Gange oder im Schritt sich fortbewegt, der schnell fort-eilt, der plötzlich anhält, je nachdem man es verlangt; ein Wagen ist ein vierrädriger Sklave.

Es ist ein schreckliches, ein gräßliches Geschick keinen Wagen zu haben, besonders wenn dieß das einzige Mittel ist die Gesundheit wieder zu erlangen.

Und dennoch hatte Herr von E, obschon Edelmann und vielleicht gerade, weil er es ein wenig zu sehr gewesen war, keine Equipage; er ging zu Fuß, wenn es seine Sicht zuließ.

Da er nun sah, daß er um jeden Preis einen Wagen, und zwar einen gut ausgeschlagenen Wagen haben müsse, in dem er zu gewissen Stunden schlafen oder frische Luft schöpfen könnte, gab er schnell den Gedanken an einen Fiaker auf: wirklich hat der Fiaker, wenn von Ruhe die Rede ist, etwas Unnatürliches an sich und Delavigne hat eben nicht Unrecht wenn er ihm durch den Ausspruch Dauvillés einen Schandfleck aufdrückt:

. prunkend auf warmen Kissen
In numerirter Kutsch, stets hin und her geschmissen.

Uebrigens gab es zu jener Zeit noch gar keine Verschiedenartigkeit unter den Miethskutschen: die Citadine, die Atalante, die Sylphide waren noch nicht erfunden. Was nun thun, was anfangen, wohin sollte er sich begeben? . . . Bis dahin war Herr E in seinen Betrachtungen gekommen, als er eine Leichenkutsche vorbei fahren sah. Ein schwacher Geist hätte sich hier erst lange besonnen, aber Bewegung war streng anbefohlen, der Ausspruch der Aerzte war da, Herr von E stieg in diesen Leichenwagen, der vor dem Portal von St. Sulpice still hielt.

Er stieg in Gesellschaft von zwei schwarz gekleideten Herren ein, die ihn für einen Leidtragenden hielten: Herr von E. war im schwarzen Frack, trug eine weiße Halsbinde, kurz durchaus aristokratische Haltung. Die beiden schwarzen Männer strengten sich nach allen Kräften an, um zu weinen, Herr von E half ihnen hinein und weinte pflichtmäßig mit ihnen aus Schicklichkeit. Der Wagen fuhr nach dem Père Lachaise. Es wehte eine kühle Luft, der Rasen war grün, Schaaren singender Meisen hatten sich auf den Wipfeln der spitzigen Larusbäume niedergelassen. Diese kleine gleichsam improvisirte Fahrt bekam Herr E sehr wohl. Seine Thränen fanden so ihren herrlichen Lohn in dieser gesunden Bewegung; auf dem Abend hatte er Appetit, am andern Morgen war er wie durch einen Zauber wohl auf. Einer der trauernden Verwandten lud ihn zu einem großen Diner ein, das er in acht Tagen geben wollte.

Was für ein wunderherrlicher Wagen! dachte Herr von L. . . . bei sich, was für Lebensart haben diese Kutsher. Ich werde ihnen mitunter einige Trinkgelber geben, damit sie mich nur ein wenig schneller fahren. Diese Leute haben es eben nicht eilig die Leichen nach dem Père Lachaise zu fahren und beim Zurückfahren geht's noch langsamer. Ich werde darüber Klage führen.

Indessen wurde die Gesundheit des Herrn L. . . . wieder blühend; seine Wangen färbten sich wieder und neues Leben sprach aus seinem Leint. Es war ihm zur Gewohnheit geworden bei jedem Grabe eine Leichenrede zu halten, dadurch war er bei allen Begräbnißfeierlichkeiten unentbehrlich geworden. Als er sich eines Tages in der Kirche verspätet hatte und nun ein Cabriolet nahm, um den Leichenzug wieder einzuholen, langte er gerade unter der Verrichtung der Beerdigungsfeierlichkeit an, und sogleich zu seiner Rede übergehend rief er aus:

— Der, den wir beweinen, war ein guter Vater, ein guter Gatte, ein guter

— Sie sind im Irrthum, mein lieber Herr von L. . . . sagte ihm ein junger Mann, indem er ihn bei dem Kermel zog, man begräbt ja Fräulein von

Herr von L. . . . stand da wie angebonnert.

Seit jener Zeit hat er die Leichenkutschen mit den Citadinen vertauscht.

B. B.

Der Jäger.

Der Herbst bietet nicht weniger interessante Eigenthümlichkeiten dar, als der Sommer. Zu ihnen gehören die Leute, welche die Hoffnungen der Weinlese an den Fingern herzählen, oder den Ertrag der Hasenernte mit mathematischer Gewisheit vorausbestimmen, vor allen aber die Jäger, welche sich genau in drei Classen unterscheiden, als: die Jäger von Profession, die Jäger aus Passion und die Jäger der Mode.

Der Jäger von Profession ist allgemein bekannt; er trägt einen stark gebrauchten dreieckigen Hut und leberne, mit Bindfaden geschnürte Kamaschen; an seinem Arme hängt ein einfaches Gewehr mit einem Steinschloße; den Wilddieben flößt er unbegrenzten Schrecken ein.

Der Jäger aus Passion wohnt meist das ganze Jahr über auf dem Lande; er dressirt Hunde, erfindet Vorrichtungen zu Vogelstellen und fragt täglich seine Frau, wie er den Erstgeborenen seiner Hündin Myrha nennen solle. Der Jagdliebhaber liebt die Jagd der Jagd wegen; ein Gewehr abzuschließen, gewährt ihm unendliches Vergnügen, aber er zieht Frikandons von Kalbfleisch allem Wildprete vor.

Der fashionable Jäger der Mode, ist die auffallendste Erscheinung von allen drei Gattungen. Sobald der Monat September herannaht, schreitet der blondgelockte Nimrod zu einer wichtigen Veränderung in der Einrichtung seiner Zimmer. Die Statuen und Gemälde, die Opfer des Talentes auf dem Altare der Freundschaft, verschwinden von allen Wänden und Fußgestellen. Statt des verstümmten Piano, ertönt das Jagdhorn in den bekannten Weisen des St. Hubertus. Das Zimmer des fashionablen Jägers zeigt uns ein buntes Gemisch von Löwen-, Panther- und Bärenfellen, von Hirschgeweihen und Zähnen des Rhinoceros oder des Ebers. Die Sofas und Lehnstühle sind mit Gewehren aller Gattung bedeckt, denn er bedient sich nur solcher, mit welchen er wenigstens 119 Schüsse in einer Minute abfeuern kann.

In der Stadt zeigt sich der fashionable Jäger nur in Begleitung eines Hundes und in einem grünen Jagdkleide, aus dessen Tasche der kupferne Hals seines Schrotbeutels hervorragt. Auf dem Lande ergreift er die Gelegenheit sich in den abenteuerlichen Kleidern eigener Erfindung zu zeigen; er betrachtet die Jagdzeit als ein Supplement des Carnevals, wobei er in der Regel vergißt, daß der Mann keine Veranlassung seine Taille vortheilhaft zu zeigen, unbenutzt lassen darf.

Der fashionable Jäger trifft niemals, selbst nicht ein klassisches Rebhuhn, er beklagt sich folglich in den bittersten Ausdrücken über die Einförmigkeit der gewöhnlichen Jagd; er sehnt sich nach den böhmischen Wäldern und erklärt jedes Jahr, daß er endlich dem lange gehegten Wunsche, einer Tigerjagd in Bengalen beizuwohnen, nachgeben werde:

„Wenn ich das indische Klima vertragen könnte, so würde ich sofort in die Gebirge des kleinen Atlas gehen, um dort mit den Gulugli's von Temezen die Löwen zu verfolgen.“

Wenn aber die Jagdzeit zurückkehrt, vergißt der Modejäger sowohl Indien als Afrika, und begnügt sich mit der einfacheren Jagd und den weiten Ebenen seines Geburtsortes.

Aphorisme.

Die Liebe gleicht in den meisten Fällen dem Morgenroth, das nur Unerfahrne für den Verkünder eines schönen Tages halten, und das gerade, wenn es am glühendsten in das Auge leuchtet, in Regen sich auflöst. Als schönes Bild der Freundschaft aber strahlt das milde Abendroth, das in seinem reinen Glanze ungetrübte Tage verheißt.

Julie von Großmann.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz = Nachrichten.

Aus Breslau.

Am 10. October.

Theater. — Hundesteuer. — Panorama. — Verschiedenes.

Das holde Schwesternpaar, Agnese und Nina Schebest, hat uns am 20. September verlassen. Sie nehmen den Ruf ausgezeichneten Künstlerinnen mit sich, den ihnen kein schnöder Philistainismus zu schmälern vermag. Der Beifall, den beide Damen vor dem Breslauer Publikum gefunden haben, ist kein rasender, unendlicher gewesen, aber ein warmer, aufrichtiger und ehrenvoller. —

Aus Hannover ist Herr Hammermeister bei uns eingekehrt, der leider kein Sangesmeister ist. Noch vor einem Jahre lasen wir in verschiedenen Zeitschriften so viel Lobendes und Anerkennendes über Herrn Hammermeisters Gesang und Spiel, daß wir nicht umhin können, jetzt uns schmerzlich zu fragen: Geht die Kunst so schnell zu Grabe? Wahr ist es allerdings: Herr Hammermeister spielt gut, aber Gesang fordern wir zuerst vom Sänger; das gute Spiel, die durchdachte Mimik ist etwas, wofür dem Himmel zu danken ist, doch schlechten Gesang verwandelt es nimmer in guten. Wir haben Herrn Hammermeister als Zampa und als Gaveston gesehen und gehört, und uns über seinen Gesang, der weder Kraft noch Lieblichkeit besitzt, ebenso ennuyirt, wie über sein acht künstlerisches Wesen und seine treffliche Mimik erfreut. Den Zampa machte er sich so bequem, daß er an schwierigen Stellen den Componisten ganz verleugnete, und sang, wie es ihm eben am Leichtesten war; der Gaveston, welcher schon in unserm Praxitt einen trefflichen Darsteller hat, liegt ihm jedenfalls zu tief. —

Als einen zweiten Gast haben wir einen Herrn Anschütz zu nennen, einen Sohn des bekannten und beliebten Anschütz in Wien. Der junge Sänger hat offenbar Talent und ist das, was man, um recht kurz und wohlfeil wegzukommen, „hoffnungsvoll“ nennt. Aber diese Bezeichnung ist sehr unzureichend, und ein Sänger, der als Bois Gilbert auftritt, muß etwas mehr mitbringen als Hoffnungen. Für die Partie des Bois Gilbert scheint uns Herrn Anschütz's Organ zu schwach, obwohl das Angenehme des Gesanges in mehreren Stellen nicht zu verkennen war. Ueberhaupt war diese Aufführung des „Templers“ (am 24. September) keine gute. Ull. Scott sang und spielte die Rebecka auf eine höchst ungenügende Weise. Das ist eine Partie, die fast Riesenkräfte erheischt; wenigstens wissen wir, daß die Schröder-Devrient sie zu ihren schwierigen rechnet. —

Ein Intriguenlustspiel (sonderbarer Name) von C. Lebrun, benannt „Casanova“, hat uns nicht angesprochen: erstens weil die Intrigue, die sich vornweg annoncirt, bei näherer Betrachtung eine ziemlich lederne ist, und zweitens, weil wir den Bleikammern Benedigs, Ketten, Kerkermeister und ähnlichen Geschichten keine lustige Seite abzugewinnen vermochten. Ein großer Theil des Publikums dachte eben so.

Ungleich besser gefiel das überaus niedliche Lustspiel „der Vater“ von C. Bauernfeld. Wenig Abrundung und Vollendung des Ganzen, lockerer Zusammenhang, ausgezeichnete Dialog voll blühenden Humors, voll schlagenden Witzes, das scheinen uns die Elemente der Bauernfeldschen Dichtungen, und diese finden wir im „Vater“ wieder, bei dessen Aufführung auch die grämlichsten Gesichter sich zum Lachen bequemten. Auf den „Vater“ folgte die „Kritik des Vaters“, ein burleskes Ding, das die Lachsucht noch mehr aufregte. Was jedoch den Jubel des Parterre's am meisten veranlaßte, war eine nicht zu entschuldigende Frei-

heit zweier Herren Schauspieler, die in dem Schönheit und dem Lebemann zwei hiesige sehr achtbare Schriftsteller copirten. Solche Dinge sind durchaus nicht zu billigen, und sogar äußerst strafbar, wenn persönliche Eigenheiten karrikirt oder gar körperliche Gebrechen lächerlich gemacht werden. Aber diese Copie war weder Karrikatur noch possenreißerische Verhöhnung; es war ein harmloser Scherz, ganz in den Grenzen des Anstandes. Die Copirten haben in hiesigen Blättern über die Copisten geschrieben, und wie uns erscheint, allzustreng. Ein Kartoffelkugeln, aus einer Federpose geschossen, muß man nicht mit Nicochetbatterien beantworten wollen.

Am 5. October wurde zum ersten Male gegeben: „der Postillon von Conjumeau“, komische Oper in 3 Akten von F. Adam, einem jungen Deutschen in Paris, der auch eine Oper: „die Schweizerhütte“, geschrieben hat, und von dem wir hier noch nichts aufführen sahen. Die Musik ist leicht, frisch und gratiös, mitunter acht komisch. Der Componist scheint ein Schüler Auber's zu seyn, wenigstens erinnerte uns die ganze Haltung und der Fluß der Musik im „Postillon“ an die im „Maurer und Schlosser“. Was sollen wir aber zu dem leichtsinnigen, fast frivolen Texte sagen, der zwar gewandt und aalglatt, aber auch in einer unsittlichen Blöße sich darstellt, daß man die Augen fast abwenden möchte, die des Leibes und die des Geistes! Mit Recht sagt A. Kahlert: „möge die äußere Geschicklichkeit, die der Text bekundet, den deutschen Dichtern zum Muster gereichen, aber vor der Gesinnung, die er verräth, wolle sie Gott behüten!“ — Die Aufführung war eine höchst gelungene zu nennen, Herr Schmidt als Chapelou, Herr Hauser als Marquis Corey und Herr Praxitt als Biju waren äußerst brav in ihren nicht leichten Partien, namentlich war die Scene im ersten Akt, in welcher der Postillon und Biju im Singen wetteiferten, das Komischste, was wir jemals in einer Oper gehört, und das Gelächter des Publikums übertäubte fast das Orchester. Der Preis des Abends gebührte aber der Madelaine, die uns Mad. Meyer in Gesang und Spiel so meisterhaft darstellte. Wir haben auf's Neue die außerordentliche Vielseitigkeit dieser äußerst lebenswürdigen Künstlerin erkannt, die eigentlich ganz allein unsere Oper aufrecht erhält, und ohne die wir nicht viel Opern — vielleicht auch gar keine — aufführen könnten.

Die armen Hunde, die seither als unbesteuerte Gesellschaft unter uns herumwandeln, sind einer Besteuerung unterworfen worden, die nicht sowohl ihnen als vielmehr ihren Gebieterinnen und Gebieterinnen wehe thut. Die Steuer soll die allzugroße Menge der sogenannten Schooßhunde vermindern und unbemittelte Leute, die kaum ihre eigene Nahrung beschaffen können, vermögen, ihre unnützen und lästigen Lieblinge abzuschaffen. Dieser Zweck wird nun wohl erreicht werden, der andere aber, der in der Verminderung der Hunde zugleich die Verminderung der Hundswuth sieht, scheint uns nicht einleuchtend zu seyn, da ja gerade auf dem Lande, wo verhältnißmäßig weit weniger Hunde existiren, die meisten Fälle von Hundswuth vorkommen. Die nächste Ursache dieser Krankheit liegt darin, daß im Verhältniß der Hunde viel zu wenig Hündinnen gehalten werden. Dr. Grattenauer hat in einer hiesigen Zeitung gegen die Hundesteuer geschrieben und, wie immer, durch klassische Parallelstellen seine Ansichten motivirt. Wir sind ganz seiner Meinung und Jean Paul ist uns dadurch noch lieber geworden, weil er sagt: „Wer meinen Hund nicht liebt, liebt mich nicht!“ und an einer andern Stelle: „die Natur hat einen Fehler begangen, indem sie dem Hunde statt der weichen Hand, eine rauhe Laze gab!“ — Was mag der gelehrte Hund Fido savant zu dieser Ansicht meinen? (Beschluß folgt.)